Der Courier

Organ der deutsch sprechenden Canadier

Erscheint jeden Mittwoch.

Herausgegeben von der „Saskatchewan Courier Publ. Co., Ltd."

... Habets O.M.I., Chefredakteur.

Joseph Oberhoffner, Geschäftsführer.

Redaktion, Expedition und Druckerei: 1835—1837 Halifax Straße, Regina, Sask. In der Nähe des Marktplatzes. Telephon 3391.

„Der Courier"

Die große Mittwoch-Ausgabe von 12 bis 24 Seiten kostet bei Vorausbezahlung $3.00 pro Jahr.

Neue Ratenkarte gibt volle Information.

Besondere Raten für (kleine Anzeigen), wie Auktionen, Farmverkäufe, Stellen- und Heiratsgesuche, Verlangt, Verloren, Gefunden, Entlaufen, Zugelaufen, Verpachten, usw., sowie kurzgefaßte Geschäftsadressen, gegen Vorausbezahlung:

Für jede Anzeige 1 Zoll einspaltig .. 50 Cts.
Für jede zweite Insertion .. 25 Cts.
Für jede Anzeige 2 Zoll einspaltig .. 75 Cts.
Für jede zweite Insertion .. 50 Cts.
Für jede weitere Anzeige dieselben Beträge.

Berichte und Mitteilungen für die Schriftleitung sowie Anzeigen und Aenderungen stehender Anzeigen müssen spätestens Sonnabend Abend eintreffen, wenn dieselben noch Aufnahme in der folgenden Nummer finden sollen.

Korrespondenzen und Mitteilungen aus allen deutschen Kreisen und Ansiedlungen werden jederzeit gern aufgenommen.

Die Leser werden gebeten, Adressenänderungen sofort mitzuteilen und dabei die alte und die neue Adresse anzugeben; ebenso bittet die Expedition um sofortige Benachrichtigung, falls eine Zeitung einmal ausbleibt oder verspätet eintrifft.

„U.F.C." in Ottawa

Auf der Durchreise durch Regina hat sich O. R. Gould, der vielgenannte Farmer-Abgeordnete für den Wahlkreis Manor, über die Gehaltserhöhung der Volksboten in Ottawa ausgesprochen. Die Aufbesserung der Geldbezüge, welche das Dominion-Parlament seinen Mitgliedern gewährt hat, ist vielfach kritisiert worden; wenn die Ausführungen Goulds auch gerade keine volle Rechtfertigung sind; so geben sie immerhin eine Erklärung ab, wie es zu dieser Erhöhung gekommen ist.

Wie Herr Gould versicherte, stellt das Leben in Ottawa an die Mitglieder des Parlamentes derartige Anforderungen, daß selbst von den $4000 kaum etwas übrig bleibt. So ist und so bleibt es, so lange das Parlament nichts anderes ist als der „vornehmste Klub in Canada", in welchem Millionäre den Ton angeben, und wo die minder Bemittelten mitmachen müssen, wenn sie nicht auf ihre Rechte und ihre Tätigkeit einfach verzichten wollen. Es ist gar nichts Außerordentliches, daß die reichen Mitglieder Banketts bis zu $1500 für ihre Freunde geben; das macht ungefähr $8.00 bis $9.00 per Gedeck! Für solche Herren ist eine $5.00 Bill eine Kleinigkeit, die überhaupt nicht zählt; diese Herren sind selbstverständlich auch sehr splendid in Trinkgeldern, den sogenannten „Tips"; sie können sich das eben leisten, und nehmen es anderswo wiederum zehn- und zwanzigfach wieder ein.

Was bleibt den Volksboten mit kleinerem Geldbeutel da anders übrig, als einigermaßen mitzumachen? Wenn sie sich weigern, das zu tun, wenn sie zurückhalten mit Trinkgeldern usw., werden sie einfach nicht bedient. Gould erwähnt einen krassen Fall, nämlich daß ein Parlamentsmitglied, welches sich grundsätzlich weigerte, Trinkgelder zu zahlen, im Grillroom des Hauses anderthalb Stunden warten mußte, ehe er bedient wurde.

Solche Zustände lassen erkennen, wie es eigentlich mit der Vertretung des Volkes im Parlamente steht; die stärksten Interessen beherrschen einfach alles, wie schön man auch immer von Rechten sprechen mag. Was ist überhaupt Recht? Diejenigen, die niemals von etwas anderem reden als vom „Recht" der Mehrheit, können auf diese Frage keine Antwort geben; wenn eine Mehrheit am Stimmkasten über Recht oder Unrecht entscheidet, warum soll eine Mehrheit im Geldbeutel oder anderswo es nicht ebenfalls können?

„Was ist Wahrheit?" fragte einst Pilatus. Was ist eigentlich Recht, kann man heute fragen.

Ein anderer Punkt von Wichtigkeit, den Gould betonte, ist dieser, daß die Farmer von Saskatchewan ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Dominialpolitik konzentrieren. Die gegenwärtige Lage in der Provinzialpolitik ist so zufriedenstellend, daß der Farmer in dieselbe nicht sonderlich einzuwirken braucht. Gould hält eine Dominionwahl für nahe bevorstehend.

Räuber bemächtigen sich eines Dorfes

Joliet, Ill. — Plainfield, ein Dorf 9 Meilen von hier, wurde durch zehn bewaffnete Banditen eingenommen, welche die Plainfield State Bank um $12,000 in Bar und Regierungsbonds beraubten. Bei dem Kampfe wurden sieben Personen verwundet, die Banditen entkamen in zwei Automobilen.

Günstige Gelegenheit für Kolonization

Großer fruchtbarer Land-Complex, 16,000 Acker im Süden, hochgelegen an der Golf-Küste, zu verkaufen in einem Stück, zu billigem Preis. Man schreibe an Henry C. Bartling, 1104 State-Lake Bldg., Chicago, Ill.

The Aim of the Foreign Language Newspaper of Canada:

To help preserve the ideals and sacred traditions of this, our adopted country, the Dominion of Canada: To revere its laws and inspire others to respect and obey them: To strive unceasingly to quicken the public's sense of civic duty: In all ways to aid in making this country greater and better.

Zauberreich der Wirklichkeit

Einige Wunderdinge der modernen Technik beschrieben.

In Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000" wird unter anderem auch eine Einrichtung geschildert, mittels derer jedes Haus der amerikanischen Großstadt mit dem Konzertsaal, Theater usw. telephonisch verbunden ist, so daß jeder Bewohner in seinem eigenen Heim je nach Stimmung und Veranlagung von morgens 8 Uhr ab bis spät abends zu jeder Stunde Symphonien, Opern, Gesangsvorträge, Rezitationen und dergleichen hören kann. Wie in so vielen Fällen, so hinkte auch diesmal des Schriftstellers Phantasie der Wirklichkeit etwas nach. Während bei Bellamy dieser ideale Zustand erst ums Jahr 2000 herum erreicht wird, sind wir inzwischen jetzt schon so weit, Gesangsvorträge drahtlos zu übermitteln. Der erste derartige Versuch wurde vor kurzem in London den Parlamentsmitgliedern vorgeführt. Zunächst wurde auf der 20 Meilen entfernten Sendestation ein Phonograph in Gang gesetzt, von dem wenig Musik, dafür um so größerer Lärm verursacht wurde. Anscheinend wurde das eigenartige Schnarren dieses Musikinstrumentes durch die Uebertragung noch verstärkt. Das darauf folgende Gesangssolo wurde dafür um so besser übermittelt. Auch die anschließenden Unterhaltungen befriedigten in jeder Weise. Bekanntlich ist auch unsere Telefunken-Gesellschaft eifrigst am Werke, das Gebiet der drahtlosen Telephonie weiter auszubauen, und so dürfte der eingangs erwähnte idyllische Zustand, daß man jede Oper, jeden Vortrag, jede Versammlung und was sonst immer von einer drahtlosen Sendestation dem Aether anvertraut werden kann, in den eigenen vier Pfählen wird hören können, schon in wenigen Jahren erreicht sein. Welche Bereicherung damit in das Leben jedes Einzelnen tritt und was diese Erfindung insbesondere für die Kranken darstellen wird, dies vermag sich jeder selbst auszumalen.

Nachdem die Karbidlampe während des Krieges in allen Ländern eine so große Verbreitung gefunden hatte, wurden verschiedentlich Versuche angestellt, das Azetylen auch zum Antrieb von Motoren zu verwenden, da Petroleum und Benzin im Verlaufe des Krieges immer knapper wurden, während Kalziumkarbid zur Erzeugung von Azetylen in jedem Lande, das über Kohlen und Kalk verfügt, dargestellt werden kann. In der Schweiz befassen sich zurzeit acht bedeutende Fabriken mit der Konstruktion von Azetylenmotoren, und auch die Schweizer Heeresleitung beschäftigt sich zurzeit mit dem Studium dieser Frage. Die neuen Kraftmaschinen sollen einen ruhigen Gang haben, leicht anlaufen und leicht und sauber zu bedienen sein. Ein Motor von 30 Pferdekräften und 100 Umdrehungen verbraucht pro Pferdestärke und Stunde 50 Gallonen Azetylen oder 2 Pfund Kalziumkarbid. Ein 1400 Pfund schwerer Kraftwagen lief mit 14 Pfund Karbid 21 englische Meilen, ohne daß ein Nachfüllen von Wasser erforderlich war.

Bei den besonderen Eigenschaften Betons ist es eigentlich kein Wunder, wenn er nachgerade im Baugewerbe und der Industrie zum Universalbaustoff wird. Schiffe, Brücken, Häuser, Eisenbahnwagen, Möbel und so mancherlei andere Gegenstände werden aus ihm gefertigt und jetzt sind sogar in Amerika Werkzeugmaschinen aus diesem Material hergestellt worden. In Chicago hat man zwei riesige Hobelmaschinen aus Beton erbaut. An den Stellen, die bearbeitete Teile tragen, sind sie mit einer Metallschicht bedeckt; Bett, Hobeltisch, Querträger und Pfeiler bestehen jedoch aus Beton. Das Bett ist 44.5 Meter lang, der Tisch hat eine Länge von 27.6 Meter und eine Dicke von 33 Zentimeter. Zum Bau der Hobelmaschine waren 383 Kubikmeter Beton und 290 Zentner Eisen erforderlich. Das Gesamtgewicht beträgt 14,500 Zentner. Die Bauzeit betrug bei ununterbrochener Tag- und Nachtarbeit nur 11 Wochen.

Da das Problem der rationellen Kohlenausnutzung für uns gegenwärtig von höchster Wichtigkeit ist, hat sich in Düsseldorf eine „Ueberwachungsstelle für Brennstoff- und Energiewirtschaft auf Eisenwerken" gebildet, die einen besonderen Kursus für „Wärmeingenieure" errichtete. Der „Wärmeingenieur" soll auf größeren, mittleren oder Gruppen von kleineren Werken an Wärme und Energie sparen. Auch der Verein deutscher Ingenieure hatte Vorträge über Wärmewirtschaft veranstaltet, und im Anschluß daran wurde eine Sammelstelle für Wärmewirtschaft ins Leben gerufen, die alle derartigen Bestrebungen zusammenfassen soll.

Die Angaben, die jetzt in der Fachpresse über die Abmessungen der drei deutschen Ferngeschütze, die im Frühjahr 1918 Paris auf 75 engl. Meilen Entfernung beschossen, veröffentlicht werden, muten geradezu phantastisch an. Weniger die Geschützrohre selbst, die mit 8 2/5 Zoll Kaliber nur Kanonen mittlerer Größe darstellen, als die damit erzielten artilleristischen Leistungen. Unter einem Winkel von 50 Grad abgefeuert, erreichten die Geschosse bei 1500 Meter Anfangsgeschwindigkeit (sonst nur rund 900 Meter in der Sekunde) eine Höhe von 26 Meilen, ehe sie sich wieder senkten. Um diese nie für möglich gehaltene Höhe erreichen zu können, mußte man das Rohr 100 Kaliber lang machen, also rund 20 Meter, während sonst die größte Kaliberlänge bei Schiffsgeschützen nur 50 Kaliber ausmachte. Die Arbeitsleistung des Pulvers im Rohr betrug rund 20 Millionen Pferdekräfte, wobei auf jeden Quadratzentimeter der inneren Rohrwände ein Gasdruck von 3000 Atmosphären im Mittel und 4000 Atmosphären im Höchstdruck ausgeübt wurde. Das Geschoß benötigte innerhalb des Rohres 1/50 Sekunde, bis zum Ziel rund 3 Minuten zur Zurücklegung des Weges. Nur dadurch, daß das Geschoß in den höheren Luftschichten einen geringeren Luftwiderstand zu überwinden hatte (geringere Dichte der Luft), war es überhaupt möglich, diese ungeheure Flugbahn zu erreichen. Da sich das Ziel während der drei Minuten, die das Geschoß in der Luft schwebte, infolge der Erddrehung bewegte, mußte beim Zielen darauf Rücksicht genommen werden, desgleichen mußte die Erdkrümmung berücksichtigt werden, die auf diese Entfernung bereits 1½ Kilometer beträgt.

Aus der lustigen alten Zeit

Von Fürstin Pauline Metternich.

Ich gehöre heute zu den wenigen Menschen, die, wenn auch nur in ihrer frühesten Jugend, das alte Wien der vierziger Jahre mit seinen Basteien, seinem Stadtgraben und seinen Glacis noch gekannt haben. In diesem alten Wien spielte die lustige Episode, welche damals die ganze Stadt in Erregung versetzte und deren Ausgang alle Welt mit Recht belustigte. Soviel ich mich entsinne, muß dieser tragikomische Vorfall im Jahre 1846 stattgefunden haben.

Graf Taaffe, Präsident des Obersten Gerichtshofes, war eine ebenso hochgestellte offizielle Persönlichkeit, als ein in der Hofgesellschaft hochangesehener Herr. Seine Gemahlin, eine geborene Fürstin Brezenheim, war seiner in jeder Beziehung würdig, und das Paar genoß mit Recht die ihm gebührende Achtung und Verehrung. Beide galten als Respektspersonen im vollsten Sinne des Wortes. Graf Taaffe war von förmlich steifer, aber großer Höflichkeit. Jedwede Familiarität im Verkehr mit ihm schien ausgeschlossen. Ich erinnere mich, ihm auf der Bastei beinahe täglich zwischen 2 und 3 Uhr begegnet zu sein. Er trug einen breitgeränderten sogenannten Bolivarhut, dazu einen langen schwarzen Tuchüberzieher mit der dazu passenden Unterkleidung, und eine zweimal um den Hals gewundene Taftkravatte ohne weißen Vorstoß. In ihm schien das Gesetz in seiner unerbittlichen Strenge an einem „vorüberzuwandeln — und doch — es haben gewöhnliche Sterbliche gewagt, mit ihm Scherz zu treiben!

Als eines Tages Graf Taaffe von seinem täglichen Spaziergange heimkehrte, sah er vor seinem Hause, welches sich in der Löwelstraße befand, mehrere Lastwagen stehen, aus denen Möbel, Beleuchtungsgegenstände, Teppiche und Festguirlanden (damals aus Papier angefertigt, da der Blumenluxus noch ganz unbekannt war) abgeladen wurden. Bei seinem Eintreten unter das Haustor richtete Graf Taaffe an den Portier die Frage, was denn all die Arbeiter mit ihren Geräten bei ihm wollten? Er erhielt zur Antwort: „Bitte ergebenst, sie sind bestellt, um für die morgige Soirée die Stiege und die Salons zu dekorieren." Graf Taaffe erwiderte sehr erbost: „Ich weiß nichts von einer Soirée, schick sie alle zum Teufel. Es muß ein Irrtum sein, sie werden wahrscheinlich eine falsche Adresse erhalten haben." Mit Mühe und Not wurden Arbeiter und Wagen expediert.

Tags darauf, früh morgens, als der Kammerdiener bei seinem Herrn eintrat, erstattete er gehorsamst die Meldung, daß sowohl vor dem Hause, als im Hofe ein großer Streit herrsche infolge Erscheinens etlicher zwölf Wagen mit Bädern aus verschiedenen Badeanstalten, wie Dianabad, Sophienbad und anderen, deren Führer sämtlich erklärten, zu Seiner Exzellenz bestellt worden zu sein. Graf Taaffe sagte dem Diener: „Laß sie alle wieder hinauswerfen. Ich habe niemanden bestellt. Was ist denn das für eine neue Art, daß die Professionisten jetzt in die Häuser eindringen und sich für bestellt ausgeben?"

Es vergingen 24 Stunden, als am zweiten Morgen derselbe unglückselige Kammerdiener zitternd und bebend vor seinem Herrn erschien und ehrfurchtsvoll meldete, es seien zwei Dutzend Hühneraugenoperateure im Vorzimmer versammelt, die daselbst einen Riesenskandal machten, weil jeder behauptete, zuerst das Recht zu haben, vorgelassen zu werden, und den Bestellbrief hervorziehe, in welchem die Stunde des Erscheinens angegeben sei, mit dem Auftrage, nur ja recht pünktlich zu sein. Der erschreckte Diener fügte hinzu: „Bitte, Exzellenz, sie wollen schon aufeinander losgehen und haben obendrein gedroht, mich zu prügeln!"

Graf Taaffe war selbstverständlich wutentbrannt und erklärte, er würde dem schändlichen Treiben energisch ein Ende zu machen wissen. Und es erging der strenge Befehl beim Portier, bei Strafe des Dienstverlustes niemanden einzulassen, der nicht von der Herrschaft aus tags oder abends vorher als bestellt angemeldet worden sei. So ging der vierte Tag anstandslos vorbei. Kein menschliches Wesen hatte sich herangewagt, und die gewohnte feierliche Ruhe trat wieder in das Palais der Löwelstraße ein, welches von der hohen Basteimauer geschützt, ein Bollwerk gegen irgendwelche gefährliche Angriffe zu sein schien. Denn man fing schon an, auf das Schreckliche gefaßt zu sein.

Am fünften Tage — es war ein Sonntag — herrschte auch wieder tiefe Ruhe, und man atmete auf. Nachmittags 5 Uhr sollte das kleine gewohnte Familien-Diner stattfinden. Gerade wollte sich der enge Familienkreis zu Tisch begeben, als man von der Portierloge heraus dreimal klingeln hörte. Alles sah sich an, und die Frage wurde laut: „Ja, wer soll denn noch kommen — sind wir denn nicht vollzählig?"

Da stürzt mit schlotternden Knien der bewußte und vielgeplagte Kammerdiener herein, reißt die Flügeltür auf und ruft die Namen des Fürsten und der Fürstin Schwarzenberg. Gleich darauf klingelt es wieder und wieder, die Dienerschaft lauft wie nicht gescheit durcheinander, Gäste auf Gäste erscheinen, ein Name wird nach dem anderen ausgerufen: Fürst und Fürstin Lobkowitz; Fürst und Fürstin Auersperg; Fürst und Fürstin Windisch-Graetz und so geht es weiter ohne Ende nebst Grafen und Exzellenzen, bis zu guter Letzt die Namen des Fürsten und der Fürstin Liechtenstein erklingen und die vornehme Schönheit und Pracht der in Diamanten strahlenden Fürstin dem allgemeinen Erstaunen und der Verwirrung die Krone aufsetzen.

Der Hausherr, die Hausfrau, die Familienmitglieder und die falsch Geladenen waren außer Rand und Band. Alles sah sich sprachlos an. Selbstverständlich waren die vermeintlichen Gäste sich alsbald bewußt, daß irgendein rätselhaftes Mißverständnis in den Einladungen herrschen müsse, und man entschuldigte sich — aber der Herr und die Frau vom Haus ahnten schon in ihrer namenlosen Empörung, Beschämung und Verzweiflung, daß wieder ein Schurkenstreich vorliege. Nun wurde die Frage laut, in welcher Weise die Herrschaften irregeführt worden seien? Die Erklärung war die, daß man gedruckte Einladungskarten zu einem Diner erhalten habe. Nun trachteten aber auch die Hausherrn den schändlichen Vorgang zu erklären — die armen gefoppten Gäste mußten sich mit leerem Magen zurückziehen. Es war kein leichtes mit der Wagenbestellung und allem, was drum und dran war.

Als nun alles draußen war, da brach Graf Taaffe in unbeschreibliche Wut aus und erteilte den Befehl, umgehend den Herrn Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky zu sich bitten zu lassen, mit dem Zusatze, daß er ihm eine sehr wichtige Mitteilung zu machen habe. Der Polizeipräsident eilte herbei und entrüstet vernahm er die Erzählung des Unfugs, den man mit dem Präsidenten des Obersten Gerichtshofes getrieben hatte. Er versprach, ohne Zögern alle Anstalten zu treffen, damit sich dergleichen nicht wiederhole.

Dem kommenden Morgen sah man im Taaffeschen Hause trotzdem mit einiger Besorgnis entgegen, indessen beruhigte man sich, da man sah, daß die Polizei alle erdenklichen Maßregeln getroffen hatte und das Haus streng bewacht war. Um 2 Uhr nachmittags beging Graf Taaffe, wie gewöhnt, die tägliche Feier des Spazierganges. Die Gräfin rief ihrem Manne noch zu: „Na, heute haben wir endlich Ruhe — wir können wirklich Sedlnitzky zu Dank verpflichtet sein. Angenehme Promenade!"

Der Kammerdiener erlaubte sich, Seiner Exzellenz in Erinnerung zu bringen, ja nicht vergessen zu wollen, eine schwarze Seidenkrawatte, die er dringend benötige, zu kaufen, und so zog der Graf ruhig dahin von der Löwelstraße zum Kohlmarkt. Dort blieb er bei einem kleinen Krawattenladen stehen und trat ein.

„Bitte, was wünschen Euer Gnaden?" — „Ich möchte eine schwarze Krawatte haben, ähnlich der meinen, die man zweimal um den Hals binden kann." Der Gegenstand wird gebracht und sagt dem Käufer zu. „Was, recht. Schicken Sie mir die Krawatte heute noch — ich habe kein Geld bei mir, man wird es Ihnen bei Abgabe zahlen." — „Bitte, wohin sollen wir sie schicken?" — „Löwelstraße, zum Grafen Taaffe." Mit einem grellenden Schrei springt alles auf und fragt nochmals: „Zu wem?" — „Na, zum Grafen Taaffe." In diesem Augenblick schreien der Ladenbesitzer und seine Frau dem Kommis zu: „Taaffe hat er g'sagt — treib ihm den Hut ein, diesem Gauner, diesem Schwindler, jetzt hab'n wir ihn, drisch auf ihn los — Polizei her!" — „Polizei!" brüllt man auf die Gasse hinaus. Ein Polizist kommt gerannt, und man erklärt ihm, wen man erwischt hat. Der Polizist drischt mit auf den sich wehrenden, unseligerweise Bekannten, der erschöpft auf einem Stuhl zusammengebrochen ist und fortwährend stöhnt: „Ich bin ja der Graf Taaffe!" Der Ladenbesitzer ruft empört: „Ja freilich; jetzt wird er noch frech, der Kerl!" Da reißt der Polizeimann dem Ersticken den den Hut vom Kopf herab und ruft entsetzt aus: „Jesses, das is ja der Exzellenzherr in eigener Person. Seid's denn alle verruckt?"

Mehr tot als lebendig wurde das Opfer eines glänzend erdachten und in Ausführung gebrachten polizeilichen Befehles in einen herbeigerufenen Fiaker gehoben und in elendem Zustand in die Löwelstraße gebracht.

Dem Worte des Gesetzes Genüge geschehen — nur war leider der höchste Repräsentant der irdischen Gerechtigkeit selbst das bedauerliche Opfer geworden.

Der Reichsadler an der Leine

Unter diesem Titel erörtert der bekannte Stuttgarter Museumsleiter Gustav E. Pazaurek in einem Aufsatz der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer" die eigentümliche Behandlung, die sich der deutsche Reichsadler gefallen lassen muß. Das Wappenschild des deutschen Reiches ist von der Nationalversammlung in dem einköpfigen, schwarzen, rotbewehrten Adler richtig festgesetzt worden. Aber darüber hinaus hat man nun für die künstlerischen Entwürfe des Adlers noch ganz bestimmte Grundsätze aufgestellt. Der Reichsadler darf nach dieser amtlichen Vorschrift nur sieben Schwungfedern haben, und auch sonst soll der neue Adler weiteren „heraldischen Grundsätzen" entsprechen. Das heißt aber doch das Wappentier „an die Leine legen". Wenn der entwerfende Künstler den Adlerschwanz in seiner ganzen Schwerfälligkeit beibehalten muß und die Flügel nicht zuzuschneiden darf, wie er es für gut findet, dann nimmt man seiner eigenen Phantasie die Flügel und nimmt ihr die notwendige Schwungkraft. Bisher war es noch nie jemanden eingefallen, die Flügelfedern eines heraldischen Adlers, die zwischen drei und fünfzehn beliebig wechselten, nachzuzählen, und der Minister Giesberts sowie seine Ratgeber, von denen diese Bestimmung ausgeht, haben sich durch diese „originelle" Auffassung heraldischer Grundbegriffe eine gewisse Unsterblichkeit gesichert. So lange der Adler in der deutschen Geschichte eine Rolle spielt, mindestens seit der Zeit Karls des Großen, konnte er nach Belieben sitzen oder fliegen; sein Kopf durfte über die Flügel hinausschauen und nach jeder Seite blicken; sein Schwanz konnte aussehen, wie es ihm gefiel, und an Schwungfedern mochte er — ganz unabhängig von den Gesetzen der Mauserung — bald mehr an beiden Flügeln tragen und bald weniger. Dies war auch noch bei dem letzten deutschen Kaiseradler der Fall, der durch Erlaß Wilhelms des Ersten vom 3. August 1871 festgesetzt wurde. Nur Einköpfigkeit und schwarze Farbe wurde hier verlangt. Im übrigen konnte er Krone, Szepter oder Reichsapfel, Herzschild oder Ordenskette ganz nach Belieben tragen. Künstlerisch sehr gelungen war freilich dieser Kaiseradler nicht, denn die Krone schwebte unvermittelt über dem Kopf des Adlers, dem die notwendige Schildunterlage fehlte, sodaß der goldene Hintergrund für das schwarze Wappentier, der jetzt wieder gefordert wird, ganz in Vergessenheit geriet. Nur durch eine völlige Freiheit in der Ausführung aller Einzelheiten ist d. staunenswerte Phantasiefülle und die ungeheure Mannigfaltigkeit möglich geworden, die sich in der Bildung des einköpfigen Adlers in der Kunstgeschichte offenbart. Die zahlreichen Anregungen auf antiken, mohammedanischen und byzantinischen Kunstwerken haben seit dem ersten nachweisbar von einem deutschen Stamm gebrauchten und gefertigten Adler, der kostbaren ostgotischen Almandin-Mosaik-Fibel aus Ravenna im Nürnberger Germanischen Museum, die Heraldik des deutschen Reichshoheitszeichens befruchtet. Das zunächst in gebundenen Flügeln vereinigte Gefieder lockerte sich im 12. und 13. Jahrhundert und erhält bald einen gewissen Schwung, wobei die „Sachsen", die Flügelknochen an den Enden, in Voluten umgebogen wurden. Unendlich ist die Zahl der Variationen in der Flügelbildung, in der Gestaltung und Haltung des Kopfes u. der Fänge, namentlich aber in der Schwanzbildung, die anstelle alter Fächer- und Palmettenformen immer mehr freie Ornamente mit Lilien- und Kelchanlehnungen bevorzugt. Auf all den unzähligen Münzen und Siegeln, in den Buch- und Tafelmalereien, auf den Schilden heiliger Ritter, die den Adler im Wappen führen, erscheinen stets neue Gestaltungen, an denen sich die Großmeister der Renaissance, ein Dürer und Burgkmair, später die Künstler des Barocks und sogar noch die Porzellanplastiker des Rokokos beteiligten. Wir aber haben gegenwärtig einzig und allein den dürftigen, „an die Leine gelegten" Entwurf Döplers d. J., der als offizieller Reichsadler gewählt worden ist. Mit seinen genau gezählten sieben Schwungfedern auf jedem Flügel nimmt er sich so lahm aus, wie ein Symbol der gelähmten Künstlerphantasie, die sich engen Vorschriften fügen muß. Pazaurek verlangt, daß man den alten deutschen Waggenaar von der Leine loskoppelte. „So lange es kein Reichsgesetz zu regeln unternimmt, wieviel Millimeter die Krallen des Wappenadlers wachsen dürfen und wie weit er seine rote Zunge herausstrecken darf, kann der Künstler in dieser Beziehung machen, was er will, bezw. was er selbst verantworten kann. Solche Nachtragsgesetze dürften aber namentlich in unserer Zeit kaum zu den allerdringlichsten Notwendigkeiten gehören."

Mitteilungen unserer Leser

Detroit, Mich., 8. Juli.

Werter Courier!

Meinem Versprechen nachkommend, will ich einmal einige Zeilen aus dieser Gegend berichten, resp. über eine Reise Bericht erstatten. Ich fuhr über North Dakota, Minnesota, Illinois und bereiste ein gut Teil von Michigan. Das Getreide war ja hier früher als in Saskatchewan, aber es sah nicht so gut aus wie unseres in Sask. Die Farbe war schlechter wie bei uns; es scheint nur zu viel Feuchtigkeit gewesen zu sein. Hier in dieser Gegend fielen am 6. und 8. Juli schwere Regen. Große Hitze ist seit meinem Hiersein keine zu verzeichnen. Auf der Reise hierher habe ich mir einige große Städte angesehen, unter anderen St. Paul und Chicago. Soweit ich sehen kann, hat Detroit die meisten Fabriken. Detroit wird wohl eine Million Einwohner haben. Zeitvertreib hat man da „plenty". Fast jeden Sonntag macht man einen Ausflug nach dem „Mount Clemens" sowie nach Belle Island Park, Farmer Park, Highland Park usw. Es gibt dort auch ein deutsches Theater, einen Tiergarten, wie Fisch- und Blumenhaus; etwas, was ich schon seit einige Jahre nicht mehr gesehen habe. Nächste Woche werde ich mich wieder für einige Tage auf die Reise begeben, und zwar nach Iowa und vielleicht auch nach Nebraska. Will dort die Farmerei besehen. Lieutenant Patrick H. Logan von Detroit, der hervorragendste Fliegerkünstler in der amerikanischen Armee, bekannt unter dem Namen „Red Devil Flier", ist gestern auf dem Flugplatze zu Dundalk, Maryland, durch Absturz aus einer Höhe von 2000 Fuß ums Leben gekommen. Er wird morgen in seiner Geburtsstadt Howell, Michigan, beigesetzt werden. Eine Ehrenwache bestehend aus drei Offizieren wird die Leiche nach der Heimat bringen. Frank Charlet, 50 Jahre alt, ist auf einer leerstehenden Baustelle tot aufgefunden worden. Aus einem Schreiben, das bei ihm vorgefunden wurde, geht hervor, daß er Selbstmord begangen hat. Die Detroiter Sozialisten werden am Sonntag ihre Präsidentschaftskampagne mit einer in den Arenagarten stattfindenden Massenversammlung eröffnen. Seymour Stedman ist Kandidat für die Vizepräsidentschaft und Eugene V. Debs wird der Hauptredner sein. Es wird geplant, eine Brücke zwischen Windsor und Detroit zu errichten. Die Fährbooten befördern ungefähr eine Million Menschen monatlich zwischen den beiden Städten. Aus derselben Quelle verlautet, daß das Geschäft der Ferry Company gegen die entsprechenden Monate des Vorjahres um 40 Prozent zurückgegangen ist. Diese Zahlen, welche als außerordentlich angesehen werden, werden dem „Chamber of Commerce" vorgelegt werden, wenn Ingenieur Fowler, Vertreter jenes Syndikats, das Brückenbauprojekt in allen Einzelheiten erörtern wird. Das canadische Ende der Brücke soll gemäß den vorbereitenden Plänen in der Nähe des Assumption College, ungefähr 2 Meilen von Ojibway liegen, woselbst die „United States Steel Corporation" Eisengießereien mit einem Kostenaufwand von über $20,000,000 errichtet.

Nun grüße ich alle meine Nachbarn in Markinch sowie alle meine Freunde, Leser des Courier wie das Personal desselben.

Edward Rains.

Grayson, ... Juli 1920.

Allen meinen Freunden, die mich so kräftig im Wettbewerbe unterstützt haben, spreche ich meinen herzlichsten Dank aus. Ich kann jetzt meinen Deutsch-Oesterreichern von Grayson, Killaly, Mariahilf und einigen von Neudorf und Lemberg sagen zu können, daß es ein unübertroffenes Volk ist. Man könnte von Süden nach Norden und von Osten nach Westen gehen, aber ein treueres und besseres Volk zu finden, ist unmöglich. Ein Deutsch-Oesterreicher muß Mann sein und das ist er auch mit Leib und Seele. Ich spreche nochmals meinen besten Dank aus. Auf solche Leute kann man Vertrauen setzen, denn soweit Unterstützung in Frage kommt, geben sie oft ihren letzten Dollar her. Das hat sich nicht nur einmal sondern schon dutzendmale bewiesen.

Ich verbleibe mit aller Hochachtung

Euer Joseph Stradecki,
Box 6?, Grayson, Sask.

Erzbischof Mannix „exceedingly mischievous"

Eines muß man Lloyd George lassen: Er weiß sich immer auszudrücken, wie ein gebildeter Mensch es tun soll. Hier und da liegt aber auch Humor in seinen Worten; ob freiwilliger oder unfreiwilliger, ob gutmütiger oder ingrimmiger, läßt sich allerdings mit mathematischer Genauigkeit nicht feststellen.

Sir Frederick Young, der sich aus dem politischen Leben Australiens bis in das britische Parlament hinaufgearbeitet hat, erkundigte sich, welches Interesse die Regierung an dem Auftreten des australischen Erzbischofs Mannix und insbesondere an dessen Reise nach Irland nehme. Erzbischof Mannix ist bekanntlich einer der unerschrockensten Verfechter der Selbstständigkeit Irlands; die australischen Behörden haben bis jetzt aber noch keinen Grund gefunden, irgendwie gegen ihn vorzugehen. So hat sich denn auch Lloyd George vorsichtig ausdrücken wollen und erklärt, der Erzbischof habe „äußerst boshafte Reden gehalten", jedoch wolle die Regierung ihre Stellungnahme reiflich überlegen. Wirklich nett ausgedrückt! Die Antwort Lloyd Georges zeigt auf alle Fälle mehr Einsicht und Staatskunst als die vollständig unnütze Anfrage Youngs. Oder hat Sir Fred. Young allen Ernstes geglaubt, die englische Regierung habe keine blasse Ahnung von dem Auftreten des Erzbischofs Mannix? In diesem Falle gehört Young nicht unter die vernünftige Menschheit, viel weniger in ein Parlament hinein.

Brief aus Polen

(Eingesandt von Herrn Martin Hack, Shaunavon, Sask.)

Majontek Zalowica, Poland, 2. April 1920.

Herzlich geliebter Onkel! Ich ergreife die Feder um an Euch ein paar Zeilen zu schreiben. Wir sind Gott sei Dank noch alle gesund und wünschen dasselbe von Euch. Ich will Euch nun mitteilen, lieber Onkel, wie es uns hier geht in dieser betrübten Zeit. Es ist bei uns alles sehr teuer. Ein Pud Mehl kostet 200 Rubel, und dann ist es kaum zu bekommen. Eine Kuh kostet bis drei tausend Rubel. Ihr könnt Euch hieraus einen Begriff machen, wie es uns geht. Man hatte uns von hier heraus getrieben und zwar nach Rußland, dann wieder zurück, und so sind wir jetzt hier, aber gerade wie ein armer Sünder vor der Türe — wenn er anklopft, so wird ihm nicht aufgetan. Heute möchte ich bei Euch anklopfen, lieber Onkel, und eine herzliche Bitte vortragen. Vielleicht sind die Leute nicht so hart ab dort, wie wir hier. Schickt mir, wenn Ihr könnt, etwas Geld und wenn es auch nur 5 Dollar sind. Bei Euch bedeuten 5 Dollar nicht viel, bei uns aber wäre es schon eine Menge. Wenn ich noch einmal zu Geld kommen sollte, so werde ich es Euch zweifach vergüten, und wenn ich es nicht kann, dann wird es der liebe Gott bezahlen, wenn nicht hier, in dieser Zeit, dann wirds geschehen in der Ewigkeit. Einen schönen Gruß an Onkel Gottlieb und an Onkel Hermann. Ich gehe hier mit Kummer zu Bett und morgens stehe ich wieder mit Kummer auf. Den ganzen Tag muß ich in Kummer verbringen. Ich denke, liebe Onkels, daß es Euch doch wohl nicht so schlecht geht. Ich lebe nur von einem Stückchen Brot das ganze Jahr, und so möchte ich Euch bitten, mir mit einer Gabe auszuhelfen, wenn es auch nur 5 Dollar wären. Bei Euch bedeutet es ja nur ein wenig und uns wäre es eine große Hilfe. Weiter kann ich Euch heute nichts schreiben. Sei Du und Deine Frau viel tausend mal gegrüßt und noch einen schönen Gruß an Euch Onkels Gottlieb und Hermann, auch an Eure Frau und Kinder. Nun lebt wohl auf's fröhliche Wiedersehen.

Rudolf Richter.

Prinz Heinrich von Preußen von Kommunisten mißhandelt

Berlin. — Eine fast unglaubliche Geschichte von der Mißhandlung des Bruders des früheren deutschen Kaisers, Prinz Heinrich von Preußen, durch eine aufrührerische Bande von Arbeitern wird durch die „Ostpreußische Zeitung" mitgeteilt, indem sie versichert, daß sie die Information direkt aus dem Familienkreis des Prinzen Heinrich habe.

Der Information zufolge soll vor einiger Zeit eine Bande von sechzig Männern unter Führung eines Soldaten, der eine Husaren-Uniform und eine große rote Rosette trug, in das Himmelmark Gut, Prinz Heinrichs Landsitz in Schleswig-Holstein, eingedrungen sein, um nach Waffen zu suchen. Die Eindringlinge durchstöberten den ganzen Platz, fanden aber keine Waffen. Dann sagte der Führer zu dem Prinzen „Komm Heinrich", worauf Prinz Heinrich Spießruten laufen mußte und unzählige Stöße und Schläge erhielt. Später wurde er im Gefängnis in Berckensferde eingesperrt, wo man ihn jede Nacht quälte. Alle zehn Minuten wurde er mit den Worten „Steh auf, Heinrich, zünd das Licht an; leg dich nieder, Heinrich" unter Hohnrufen und Beleidigungen seitens der Leute, die ihn gefangen genommen hatten, aufgeweckt.

Viele andere Landbesitzer in Schleswig-Holstein waren die Opfer von Angriffen und Mißhandlungen seitens bewaffneter Banden.

Verkaufte seine Familie nebst Hausrat

Chicago. — Julius Marowski teilte Bundeskommissär Mason mit, daß er seine Frau, zwei Kinder und sein Mobiliar an zwei Männer in dem Vorort Cicero um 75 Dollars verkauft habe. Der Kommissär ließ die Frau holen, als Marowski sagte, daß er sie zurückhaben wolle.

Kinder Schreien
NACH FLETCHER'S
CASTORIA